

# Ode to Billie Joe

(2016)

Wenn ich renoviere, habe ich gerne Musik dabei. Dann kommt der alte Ghattoblaster zum Einsatz, den ich vor Jahren unterm Sperrmüll im Keller gefunden habe. Das CD-Laufwerk geht nicht mehr, aber das für Kassetten tut es noch, und das genügt. CDs habe ich nur wenige, dafür umso mehr von den alten MCs, bespielt in den 1970ern und 1980ern, zigmal in meinem Autoradio gelaufen während der Fahrten zwischen Hamburg und München und während anderer Reisen. Entsprechend die Tonqualität, die Kassetten sind alt und abgelatscht, aber zur Unterhaltung, während ich auf der Leiter stehe, reichen sie aus.

Mehrere Kassetten tragen die Aufschrift „Oldies“, das sind mir beim Renovieren die liebsten. Eine oder die andere enthält Material, das noch von meinem alten Tonbandgerät stammt, Aufnahmen aus dem Radio oder von Schallplatten, die ich mir in den 1960ern kaufte, 45er-Singles von Stücken, die mir damals besonderen Eindruck machten.

Nun renoviere ich nicht besonders oft, deswegen hatte ich nur selten Gelegenheit, die alten Nummern wiederzuhören. 2008 war wohl das letzte Mal gewesen, davor vielleicht 1994, in solchen Abständen geht das bei mir. In diesem Jahr 2016 musste ich jedoch wieder ran, außer der Reihe, nicht in meinen Zimmern, sondern in dem dritten, dem großen, in dem Untermieter Michel fast zehn Jahre gehaust hatte. Das war böß heruntergekommen, es gab viel zu tun, der Ghattoblaster musste tagelang das Zimmer vollschallen. Die „Oldies“-Kassetten liefen mehrmals, ich hatte mein Vergnügen an den alten Hits wie „Bend Me, Shake Me“, „Hush“, „Johnny Reggae“ und „Jeans On“, an den Songs von Jefferson Airplane, den Animals und Steppenwolf. Und diesmal war einer dabei, an dem ich mich festhörte.

Ein Lied, von einer Frau mit heiserer Stimme gesungen, fast im Sprechgesang, die Melodie ist eng geführt, pendelt vielfach nur zwischen zwei Ganztönen hin und her, lediglich am Ende jeder Zeile schlingt sich eine Art Girlande um den Schlußton. Eine akustische Gitarre begleitet, dazu einige Geigen. Ich hatte die Single, nachdem ich sie gekauft hatte, zigmal auf meinem Plattenspieler laufen lassen und genauso im

Kassettenrecorder meines Autos. Es war die Musik, die mich fasziniert hatte, besonders die Geigen, die zunächst still im Hintergrund Akkorde aufbauen, dann immer weiter nach vorne kommen und am Schluss wie in einer Kaskade übereinander stürzen und in einem Septimakkord enden.

Wovon das Lied handelte, hätte ich nie sagen können. Südstaatenlang, schwer zu verstehen, irgendwas von einer Brücke über einen Fluss im Mississippi-Delta, damit war für mich die Sache erledigt. Nun aber schien mir, als ob ich doch mehr vom Text verstünde. Offenbar wurde dort ein Kriminalfall verhandelt oder ein dunkles Familiengeheimnis enthüllt. Ein Balladenstoff, immer unterbrochen von Redensarten, wie sie am Esstisch vorkommen: Kind, warum isst du nichts, gib mal die Biskuits rüber, eine Schande, wie manche Leute sich aufführen. Nur, zentrale Wendungen konnte ich immer noch nicht übersetzen.

Ich beschloss, mir übers Internet Klarheit zu verschaffen. Ich gab bei Google den Titel des Stücks, „Ode to Billie Joe“, ein. Ich erhielt einen Wikipedia-Artikel mit dem Bild der Sängerin: Bobbie Gentry. Der Name war mir total entfallen. Schmales Gesicht, schmale Nase, die langen schwarzen Haare fürchterlich aufgetupiert, dicke künstliche Wimpern angeklebt. Eigentlich heißt sie Roberta Lee Streeter, geboren 1944 in einem Kaff im Mississippi-Delta, schon bald nach Kalifornien umgezogen. Songschreiberin und Sängerin, die 1967 den Durchbruch mit einem Lied hatte, das sich drei Millionen Mal verkaufte: „Ode to Billie Joe“. Bobbie Gentry, las ich, hat danach ihre Laufbahn als Songschreiberin und Sängerin, musikalisch immer dem Sound der Südstaaten verpflichtet (obwohl sie mit 13 Jahren vom Mississippi weggezogen ist und nur Kindheitserinnerungen an das Delta hat), fortgesetzt, allerdings nie wieder einen solchen Hit gelandet wie mit „Ode to Billie Joe“. Heute lebt sie in einer Gated Community, einem Reichen-Ghetto, in Tennessee. Unter „Ode to Billie Joe chords“ fand ich Angaben zum harmonischen Gerüst des Liedes. Es ist denkbar einfach, es kommt hauptsächlich mit D7, G7 und C7 aus, zweimal wird auf die Mollparallele Am ausgewichen. Dabei geht die Melodie, oder sollte man besser sagen Litanei oder Klagegesang? eigentlich durchweg in Moll, nach abendländischer Harmonielehre würde es ganz anders begleitet werden, aber das macht eben den Reiz dieser Musik aus: Die Reibung mit den Dur-Akkorden erzeugt die „Blue Notes“, die dem Jazzer teuer sind.

Die Septimenakkorde halten das Lied obendrein in einer Art Schwebestand, auch am Ende einer Strophe fehlt der richtige Abschluss.

Die richtige Überraschung jedoch kam unter dem Stichwort „lyrics“. Zum ersten Mal bekam ich den vollständigen Text zu lesen, und nun wurde mir die Sache klar. Das Lied war tatsächlich eine Ballade, nach klassischem Muster gebaut. Fünf Strophen, und in der letzten Zeile jeder Strophe wird der Schicksalsort benannt, die Brücke über den Fluss Tallahatchie, von der sich ein Junge in den Tod gestürzt hat.

Man kennt die Ur-Ballade, die schottische Edward-Ballade, 1765 vom Bischof Percy herausgegeben, 1770 von Johann Gottfried Herder übersetzt: Die Mutter fragt den Sohn, warum sein Schwert von Blut so rot ist. Der Sohn erfindet Ausreden, die seine Mutter eine nach der anderen widerlegt, bis es aus ihm herausbricht: Er hat seinen Vater getötet. Aber, auch das schleudert er der Mutter entgegen, er hat es auf ihren Rat getan.

Auch in „Ode to Billie Joe“ gibt es eine Verhörsituation, die Mutter spielt darin wie bei „Edward“ die Hauptrolle, nur wird das Mädchen, die Erzählerin der Ballade, nicht direkt befragt. Sie muss nur, am Tisch sitzend, anhören, was ihre Familie zum Selbstmord eines jungen Mannes im Tallahatchie River zu sagen hat, und Stück für Stück kommt heraus, dass sie wohl irgendetwas damit zu tun hat.

In knappen Strichen wird die Szenerie beschrieben:

Es war der dritte Juni, wieder einer von diesen schläfrigen, staubigen Tagen im Delta.

Das Mädchen ist in der Baumwollplantage beschäftigt, der Bruder beim Heuen. Zu Mittag kommen sie zurück zum Haus, um zu essen. Die Mutter empfängt sie mit der Mahnung, sich die Füße sauber zu machen. Während sie die Erbsen mit den schwarzen Augen herumreicht, lässt sie eine Nachricht fallen:

Billie Joe MacAllister ist von der Brücke über den Tallahatchie gesprungen.

Der Vater kommentiert trocken:

Der war noch nie ganz gesund im Kopf.

Weiter interessiert ihn der Selbstmord nicht, wichtiger ist ihm, dass er von den Biskuits was abbekommt und dass er noch fünf Acres zu pflügen hat. Auch die Mutter meint, dass es eine Schande mit Billie Joe ist und dass von da, wo er herkommt, nämlich Choctaw Ridge, nichts Gutes zu erwarten ist.

Der Bruder meldet sich: Er kann sich an Streiche erinnern, die er seiner Schwester zusammen mit Billie Joe gespielt hat. Und er fragt:

Hast du nicht letzten Sonntag nach der Kirche bei ihm gestanden? Und gestern noch hab ich ihn an der Sägemühle gesehen. Da stimmt doch was nicht.

Das Mädchen antwortet darauf so wenig wie sie sich sonst am Gespräch beteiligt.

Die Mutter will wissen, warum sie nichts von dem Apfelkuchen isst, wo sie sich doch so viel Mühe mit dem Kochen gegeben hat. Ihr fällt ein, dass sich der nette junge Prediger für nächsten Sonntag zum Essen angemeldet hat, und sie ergänzt eher beiläufig:

Der hat übrigens erzählt, dass er ein Mädchen gesehen hat, das dir sehr ähnlich sah. Und sie und Billie Joe haben was von der Brücke in den Tallahatchie geworfen.

Ein Jahr ist seit der Nachricht vom Verschwinden Billie Joes vergangen, erzählt das Mädchen weiter. Der Bruder hat geheiratet, der Vater ist an einer Virusinfektion gestorben, die Mutter hat zu nichts mehr Lust. Und die Erzählerin? Sie verbringt viel Zeit damit, auf Choctaw Ridge Blumen zu sammeln und sie von der Brücke in den Tallahatchie River zu werfen.

Das wirft einige Rätsel auf. Was haben die beiden von der Brücke geworfen, warum hat der Junge Selbstmord gemacht? Ich bin nicht der einzige, der das wissen will. Ich sehe an den Einträgen bei Google, dass diese Fragen eine Fangemeinde seit 1967, seit das

Lied die Charts stürmte, umtreiben. Es gibt da regelrechte Forschungsberichte und Textexegesen, die das Lied Wort für Wort zerpfücken. Wilde Theorien sind im Umlauf: Ein Fötus sei von den jungen Leuten entsorgt worden, Frucht einer unerlaubten Beziehung; womöglich spiele Rassendiskriminierung eine Rolle, die Erzählerin und ihre Familie seien Schwarze und Billie Joe ein Weißer oder umgekehrt; „Billie Joe“ könne auch ein Mädchenname sei, dann wäre eine lesbische Beziehung gemeint usw. Die Geschichte wird als „gothic“, als Schauerroman, bezeichnet, ein Eintrag versteigt sich zu der Behauptung, über der Gegend liege seit Bobbie Gentrys Lied ein Fluch. Die Heimatforschung wird bemüht, sie erklärt, dass es die beschriebenen Orte wirklich gibt, die bewusste Brücke ist 1972 eingestürzt, aber wieder aufgebaut worden. Allerdings habe sie nur eine Höhe von sechs Metern über dem Wasserspiegel, was sie für Selbstmörder nicht recht geeignet erscheinen lasse; wer da runterspringe, hätte, wenn er schwimmen könnte, gute Überlebenschancen. Einer der vielen Musikclips, die auf Youtube zu sehen sind, zeigt Bobby Gentry, die schwarze Mähne um sie herumwehend, über eine Brücke, es ist hoffentlich die vom Tallahatchie River, schreitend und in die trüben Fluten blickend. Am Brückengeländer sind einige Bretter abgebrochen, als wäre da kürzlich jemand abgestürzt.

Schulkameraden von einst geben Anekdoten über Bobbie Gentry zum Besten. Musikwissenschaftler rühmen Bobbie Gentry als eine der ersten Frauen, die sich ihre Songs selber geschrieben hätten. Ich finde eine Erklärung für die Geigenkaskade: Damit werde umschrieben, wie die Blumen in den Fluss rieseln. Jemand hat in einem Archiv für Volksmusik einen handschriftlichen Zettel von Bobbie Gentry mit einer sechsten Strophe gefunden. Da wird ein Mädchen namens Sally als Akteurin genannt. Bobbie Gentry, heißt es, hatte die Geschichte ursprünglich aus einer anderen Perspektive erzählen wollen, als Bericht über eine dritte Person. Die Ich-Form entstand, als die Produzenten sie aufforderten, ihren Song von elf Strophen = sieben Minuten auf fünf Strophen = vier Minuten zu kürzen. Ein Eingriff, der dem Werk bestimmt gut getan hat, vielleicht aber auch zur Verrätselung des Inhalts führte. 1976 haben sie einen Spielfilm mit dem Titel „Ode to Billie Joe“ gedreht, auf Youtube sind Ausschnitte zu sehen. „Was der Song nicht sagt, der Film zeigt es“, hat der Verleih versprochen. Die Version, die das Melodram verbreitet, ist diese: Mädchen und Junge unterhalten eine von den Eltern verbotene Beziehung, die daran zerbricht, dass der Junge betrunken mit einem Transvestiten ins Bett geht und daraufhin aus Scham Selbstmord begeht. Der

Gegenstand, den die beiden ins Wasser werfen, ist des Mädchens Lieblingspuppe – das soll den Abschied von der Kindheit symbolisieren. Einer hat einen Animationsfilm bei Youtube eingestellt. Da ist Billie Joe ein Schwarzer, der eine unerlaubte Beziehung zu einem weißen Mädchen hat. Was die beiden von der Brücke werfen, ist wiederum die Puppe, aber der Selbstmord ist keiner. Vielmehr treffen sich Billie Joe und der Prediger auf der Brücke, sie geraten in Streit, und der Prediger stößt den Jungen ins Wasser.

Bobbie Gentry selbst hat am wenigsten zur Aufklärung beigetragen. Ihr Lied handele vom Tod und von der Gleichgültigkeit der Menschen, hat sie Interviewer wissen lassen. Entsprechend hat man sie auf einem Video mit ihrer Gitarre vor einem Tisch mit drei Gipsfiguren postiert; die Puppen sollen wohl die stumpfe Familie darstellen, die nur mit Essen und Dorfklatsch beschäftigt ist und nicht merkt, dass sich in ihrer Mitte ein Mensch mit seinem Leid befindet. Was die beiden ins Wasser geworfen haben, sagt Bobbie Gentry an anderer Stelle, wisse sie auch nicht. Ein Bluesmusiker will ein Wort von ihr aufgeschnappt haben: „Billie Joe hat das Mädchen geschwängert, und die beiden sind jung und wissen nicht, was sie tun sollen.“ Das ist alles.

Besonnene Stimmen unter den Einsendern mahnen: Die enorme Wirkung des Liedes komme wahrscheinlich gerade von der Uneindeutigkeit des Textes. An „American Pie“ von Don MacLean (1971) oder „Hotel California“ von den Eagles (1976) könne man doch studieren, wie Lieder zu Welterfolgen wurden, deren Inhalt Rätsel aufgabe. Und an „A Whiter Shade Of Pale“ erst recht, ergänze ich für mich: Zu dem Text des Jahrhundert-Hits von Procol Harum (1967) kursieren doch auch zahllose Interpretationen, ohne dass schlüssig geworden wäre, was er nun wirklich bedeuten soll.

Und so höre ich jetzt die traurige Südstaaten-Ballade von den Kindern, die mit ihren Problemen allein gelassen werden, mit ganz anderen Ohren.